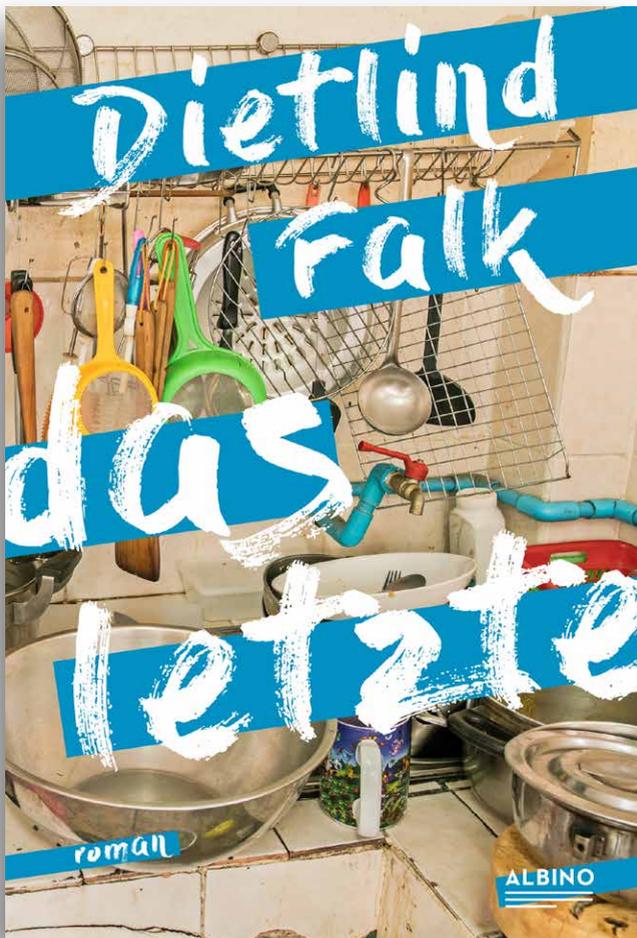


Pressemappe



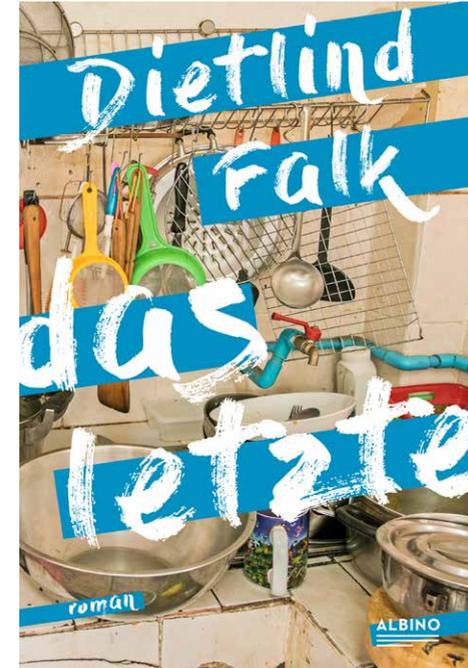
„*Das Letzte* ist ein einfühlsamer Roman über sympathische Außenseiter, die Monster im eigenen Kopf und die (Un-)Möglichkeit von Liebe.“

–Kristof Magnusson, SPIEGEL-Bestsellerautor

Über das Buch

Was tun, wenn man einen Knacks hat und nicht so ganz klarkommt mit der Welt? Richtig, man sucht sich ein paar andere Outcasts, gründet eine anarchistische WG – und hofft, dass einfach alles so bleibt, wie es ist. So versucht es zumindest die namenlose Erzählerin dieses Romans. Doch plötzlich muss sie das Leben ihrer Messiemutter regeln, obwohl sie nicht einmal in ihrem Kopf Ordnung schaffen kann. Gleichzeitig kommt ihr Leo immer näher, den sie liebt und doch auf Abstand halten will. Zwischen komischen Gefühlen, lange verschütteten Erinnerungen und alten Joghurtbechern muss sie auf einmal etwas tun, das sie bisher vermieden hat: Sie muss handeln.

Mit großer Sprachlust und hinreißendem Humor erzählt Dietlind Falk von liebenswert-verschrobenern Außenseitern, tiefer Melancholie und ungewollten Veränderungen, die manchmal auch etwas Gutes sein können.



Dietlind Falk: *Das Letzte*

Originalausgabe
Klappenbroschur, 256 Seiten
ISBN: 978-3-95985-083-4

auf:

ALBINO
=====



© Jeronimo Arteaga-Silva

Über die Autorin

Dietlind Falk, Jahrgang 1985, ist im Ruhrgebiet aufgewachsen und studierte Literaturübersetzen an der Universität Düsseldorf. Derzeit promoviert sie am dortigen Institut für *American Studies* und arbeitet freiberuflich als Übersetzerin. *Das Letzte* ist ihr erster Roman.

Die Autorin ist auf der Leipziger Buchmesse 2017 zu Gast:



23. März, 19:30 Uhr

Doppellesung Dietlind Falk & Julian Mars
Pöge-Haus e.V.
Hedwigstraße 20, 04315 Leipzig Ost

23. März, 23:00 Uhr

L3 Lange Leipziger Lesenacht
Moritzbastei (Veranstaltungstonne)
Universitätsstraße 9, 04109 Leipzig Zentrum

26. März, 13:00 Uhr

Leseinsel Junge Verlage
Halle 5, G200

Dietlind Falk im Interview

Der Titel deines Romans ist kurz und prägnant, aber auch mehrdeutig. Wie kam er zustande und wer oder was ist eigentlich „das Letzte“?

In dem Buch geht es in erster Linie um eine Tochter, die durch gewisse Umstände die Messiewohnung ihrer Mutter ausräumen muss. Fast alles, was in einschlägigen TV-Formaten über dieses Thema gesendet wird, zielt darauf ab, dass sich die „normalen“ Zuschauer darüber aufregen können – oder sollen –, wie ekelhaft faul und verlottert „diese Leute“ sind. Gerade in einem Land wie Deutschland, in dem Ordnung und Sauberkeit quasi mit der Muttermilch eingesogen werden sollen, sind Messies im öffentlichen Tenor einfach „das Letzte“. Dass das Ganze mit Faulheit nichts zu tun hat, ist völlig egal: Das Messiesyndrom ist in unserer überaus rigiden Gesellschaft eine ideale Projektionsfläche, um abweichendes Verhalten zu skandalisieren und mit dem Finger auf Menschen zu zeigen, die eben anders ticken als erwünscht. Das gilt auch für die anderen Figuren des Romans, junge Leute, denen Ordnung völlig egal ist und die ganz gut damit fahren. Der Titel ist insofern auch ganz gegensätzlich lesbar: Wenn einem die Gesellschaft sagt, man sei das Letzte, hat man vielleicht alles richtig gemacht.

Was hat dich bewogen, dich mit diesem Thema auseinanderzusetzen? Und wie hast du dich darüber informiert?

Die unspannende Antwort ist: Ich weiß es nicht mehr. Die Mutter war jahrelang nur eine Nebenfigur, bis ich merkte, dass sie das eigentlich interessante Element der Geschichte ist und es mir verhältnismäßig leicht fällt, mir ihre Welt vorzustellen und darüber zu schreiben. Je mehr ich

dann recherchiert habe, desto mehr hat mich das Thema gepackt: diese absolute emotionale Bindung, die Messies zu Gegenständen aufbauen, während ihr Sozialleben verkümmert. Diese Wohnungen, die zu Psychogrammen ihrer Bewohner werden. Und eben die totale gesellschaftliche Ausgrenzung. Viel Fachliteratur gibt es zum Thema Messies nicht, ich habe dann hauptsächlich in Internet-Foren gelesen und überall gemerkt, wie viele Leute dieses Thema unmittelbar betrifft. Es gibt auch ein paar wirklich empfehlenswerte Dokumentationen: *Geliebter Müll – Vom Mann, der nichts wegwerfen konnte* von Raymond Ley beispielsweise, oder *Messies – Ein schönes Chaos* von Ulrich Grossenbacher.

Natürlich habe ich mir diverse „Messiesendungen“ angesehen, und ich fand die Messies immer ziemlich sympathisch, während die Außenwelt in Form von Tine Wittler oder wie sie alle heißen einfach nur scheußlich war. Natürlich hilft es einem Messie nicht, erzwungenermaßen aufzuräumen, und natürlich sieht es nach sechs Wochen wieder chaotisch aus. Das ist das perfide an diesen Sendungen, das ist dann nämlich der vorprogrammierte Aufreger am Schluss: Dieser undankbare Messie hat alles wieder verkommen lassen, also so was! Mit jemandem, der depressiv ist, kann man auch keinen Lächel-Crashkurs machen, und danach ist er ein fröhlicher Mensch. Die deutschen TV-Formate sind in dieser Hinsicht übrigens deutlich extremer als vergleichbare ausländische Sendungen, in denen den Messies eher positives Interesse und Verständnis entgegengebracht werden. Das fand ich bezeichnend.

Weder die Erzählerin noch der Ort, wo der Roman spielt, bekommen einen Namen. Warum hast du diese Aspekte der Geschichte im Ungewissen gelassen?

Der Ort war für die Handlung des Romans nicht wichtig, also habe ich ihn nicht benannt. Das war eine relativ naheliegende Entscheidung. Was die Erzählerin angeht, hat sich diese Unkonkretheit daraus ergeben, dass sie eine sehr ungreifbare, dissoziative Figur ist, eben mehr Stimme als Körper. Ihr einen Namen zu geben wäre irgendwann wie eine sprachliche Fliegenklatsche gewesen.

Der Roman lässt einige Fragen offen, z.B. wie genau es mit der Mutter der Protagonistin weitergeht oder was aus der Beziehung zwischen der Erzählerin und ihrem Mitbewohner Leo wird. Warum hast du dich für dieses offene Ende entschieden?

Der Roman liefert keine Lösungen und keine Antworten – so ist es im Leben meistens auch. Es gibt keine Lösung dafür, dass starke Gefühle ein Risiko sind, genauso, wie man sich die eigenen Eltern nicht aussuchen kann, beziehungsweise die unlösbaren Probleme, die sich für einen im Laufe der Zeit ergeben, die Macken und Narben, die das Leben zwangsweise mit sich bringt. Aber es kann gut tun, etwas zu lesen, etwas in Worten formuliert zu sehen, das man selber auch empfindet, und meine Hoffnung ist natürlich, dass genau das beim Lesen des Romans passiert. Man merkt dann vielleicht, dass man doch nicht so gaga ist, wie man immer denkt, da es anderen Leuten scheinbar ähnlich geht. Oder, wie die Erzählerin sagt: „Du bist nicht der einzige Apfel, der Angst vor seinem Wurm hat.“

Eine junge Autorin erzählt die Geschichte einer jungen, namenlosen Protagonistin – da stellt sich nach dem Lesen fast zwangsläufig die Frage: Gibt es in deinem Roman autobiografische Einflüsse?

Nein, es ist ein Roman. Meine Mutter ist der ordentlichste Mensch, den ich kenne, und mein Vater hat mir ausführlich die Sternbilder erklärt. Natürlich hört man als Autorin seinem Umfeld auf den Mund und fragt dann, ob man den Spruch oder die Geschichte für seinen Roman verwenden darf, und natürlich gibt es Überschneidungen zwischen der Gefühlswelt und Lebensführung der Protagonistin und meiner eigenen. Ich habe auch schon liebeskrank im Supermarkt gestanden und nie wieder essen wollen, und meine Schuhe sind auch mehr Kruste als Schuh, aber im Großen und Ganzen ist es eine fiktive Geschichte. Das wäre sonst auch eine traurige und unspannende Existenz als Autorin, wenn man nur über sich selber schreiben könnte. Als wäre man ein Architekt, der immer nur das Haus baut, in dem er sowieso schon wohnt.

Zu guter Letzt: Welche Autor_innen beeinflussen dich beim Schreiben oder inspirieren dich? Wen schätzt du besonders, z.B. als Vorbild?

Beim Schreiben hofft man natürlich, sein eigenes Ding zu machen, aus sich selbst zu schöpfen, auch wenn das wahrscheinlich Quatsch ist. Aber ich denke (zum Glück) nicht so sehr über das Schreiben nach, wenn ich lese. Ich mag Romane über Außenseiter, Loser und Sonderlinge, Romane, in denen erhobenen Hauptes gescheitert wird. Meine Lieblingsromane sind z.B. *Warum das Kind in der Polenta kocht* von Aglaja Veteranyi, *The First Bad Man* von Miranda July, *Nada* von Carmen Laforet oder *Die Beschissenheit der Dinge* von Dimitri Verhulst. Mir geht es beim Lesen nicht unbedingt darum, in eine neue Welt entführt zu werden oder irgendein Thema in Romanform verabreicht zu bekommen – beim Lesen bin ich auf der Suche nach menschlichen Empfindungen, nach dem, was und wie die Figuren erleben, und je schonungsloser und schräger erzählt wird, desto besser. Wenn die Erzähler_innen dann noch die Sprache zu ihrem Zweck verbiegen und verdichten, wie beispielsweise Herta Müller oder Terezia Mora, oder Sylvia Plath, dann kommen meine Lieblingsbücher dabei raus. Herta Müller ist definitiv eine Autorin, die ich nicht nur für ihre wahnsinnigen Romane bewundere, sondern auch für ihren politischen Lebensweg. Ein anderes Vorbild ist Irmgard Keun, die ihr eingesendetes Manuskript mit dem Vermerk versehen hat, sie „erwünschte Antwort bis übermorgen“. So selbstbewusst wäre ich auch gerne. Muss ich aber noch dran arbeiten.

Vielen Dank für das Interview!

Sie wünschen mehr Informationen über unseren Verlag,
das Buch oder die Autorin, hätten gerne Bildmaterial,
ein Rezensionsexemplar oder Kontakt zu Dietlind Falk?

Dann wenden Sie sich bitte an
ronny.matthes@albino-verlag.de.

Ronny Matthes
Presse- & Öffentlichkeitsarbeit

Albino Verlag
Kleiststr. 23-26
D-10787 Berlin
Germany

Phone: +49-30-615 003 41
Fax: +49-30-615 003 20

Albino ist ein Imprint der Bruno Gmünder GmbH.
Geschäftsführer: Michael Taubenheim, Frank Zahn
Handelsregistereintrag: Amtsgericht Charlottenburg HRB 159553 B

ALBINO



erstaunlich anders!



Leseprobe

1

Doktor Mabuse

Doktor Mabuse und ich kennen einander seit sechs Jahren. Ich weiß nichts über ihn, und er weiß nichts über mich. Das weiß er natürlich nicht, sein Job besteht schließlich darin, Dinge über Menschen zu wissen. Er ist mein Therapeut und selbsternannter Ersatzvater, und ganz wie ein echter Vater glaubt er, sich um mich zu kümmern, während er in Wahrheit nur Druck ausübt und in meinem Leben herumschnüffelt – und mich dazu bringt, ihn in jeglicher Hinsicht zu verabscheuen. Sorgsam hat er eine Akte über mich angelegt, mit einem blassrosa Klappdeckel aus Pappe und vorgestanzten Löchern am Rücken, von der er denkt, sie enthielte alles, was man über mich wissen müsse. Doch in Wahrheit ist seine Sprechstunde meine Schweigeminute.

Doktor Mabuse ist sehr hager, und seine Haut hat einen merkwürdigen Braunstich, sodass er mir immer vorkommt wie ein Weberknecht in Menschengestalt. Wenn er zur Begrüßung seine kalte, feuchte Hand ausstreckt, dann lasse ich mir meinen Ekel zwar nicht anmerken, wie ich mir überhaupt nie etwas anmerken lasse, aber wenn ich sie schüttele, kommt es mir innerlich vor wie eine Mutprobe, bei der ich mit spitzen Fingern eine tote Qualle anfassen muss.

Von außen müssen unsere Sitzungen wirken wie eine sehr lange, sehr langweilige Choreographie. Sie laufen immer gleich ab: Doktor Mabuse sitzt in seinem großen schwarzen Ledersessel, lehnt sich knarzend zurück und faltet die Hände über dem Bauch. Dann fängt er an, kaum merklich zu wippen, während ich angestrengt die Beine übereinanderschlage und meine Hände in

die Spalte schiebe, die meine Oberschenkel dabei bilden. Doktor Mabuses Gesicht bleibt während der gesamten Sitzung ungerührt, fast als schliefe er mit offenen Augen, und nur wenn gegen Ende die Tür aufgeht und seine blöde Sprechstundenhilfe mit einer neuen Akte reingestöckelt kommt, heben sich seine Mundwinkel, weil sie jung ist und enge Blusen mit weitem Ausschnitt trägt, durch die man ihre Unterwäsche sehen kann. Beim Gehen wiegt sie ihren Oberkörper theatralisch nach links und nach rechts, als sei sie gerade furchtbar eingeschnappt. Ich frage mich, ob Doktor Mabuse einen versteckten Knopf hat, mit dem er sie ruft, den er nur zu drücken braucht, damit sie wieder antanzen muss, denn dann wäre ich auch eingeschnappt. Das wäre so erniedrigend, dass ich mir an ihrer Stelle den Stöckelschuh eher mitten ins Herz hacken würde, als ihn morgens für diese Arbeit anzustreifen.

Wenn Doktor Mabuse mir eine Frage stellt, erkenne ich es zwar meist noch daran, wie sich seine Stimme am Ende der Lautkette hebt, doch bevor ich reagieren kann, wirft mein Kopfecho den Sinn seiner Worte fröhlich durcheinander und zerstreut ihn in alle vier Himmelsrichtungen. Wie die Samen einer Pusteblume zwirbeln sich die Bedeutungen einfach ins Irgendwo und sind plötzlich verschwunden. Das passiert mir andauernd, wenn mein Gehirn Gefahr wittert, die Art Lähmung, die ein Reh wohl im Angesicht der immer größer und heller werdenden Scheinwerfer empfinden muss. Dann kann ich nicht antworten, was gar nicht gut ist, denn wenn ich zu apathisch wirke, wird er mich hier in der Klinik behalten wollen, hier, im unendlichen Weiß. Im ewigen Eis. Und je größer meine Angst vor diesem Urteil wird, desto mehr wirke ich, als wäre es gerechtfertigt. Also fange ich meist an zu nicken, weil es sein kann, dass das zufälligerweise eine

angemessene Reaktion ist, schließlich liegt es in der Natur von Fragen, sich häufig mit Ja oder Nein beantworten zu lassen. Und außerdem ist das doch sicherlich ein Zeichen von gesundem Optimismus, Kopfnicken.

Er macht sich dann eine Notiz.

Ein paar Sachen weiß Doktor Mabuse natürlich schon über mich:

Vat. u. Brud. verstbn., traum. Angstzust. seit KH, spont. Aphasie, gel. Stupor mit dissoz. Epis. (Medik. seit 03.05.02).

Manchmal wird er wegen eines Notfalls auf der Station angepiepst, und wenn sein Kittel dann hektisch zur Tür hinausgeweht ist, drehe ich schnell die Blätter auf seinem Schreibtisch um und lese, was es Neues über mich gibt. Viel ist es nie. Laut meiner Akte bin ich eine latent dissoziative Persönlichkeit, was rein logisch bedeuten müsste, dass ich eine Persönlichkeit habe. Obwohl man mir nicht im Geringsten nachsagen kann, ich sei eitel, macht mich Doktor Mabuses Gekritzel in der Akte irgendwie wütend. Er nennt es meine Krankengeschichte, dabei ist nichts, aber auch wirklich nichts weiter entfernt von einer Geschichte als diese paar nackten, mickrigen Wortstummel in Doktor Mabuses Akte, und schon allein, um ihm dafür eins auszuwischen, dass er glaubt, sie würde meine Vergangenheit ausreichend dokumentieren, kommt mir während unserer Sitzungen kein Wort über die Lippen, wenn ich es irgendwie verhindern kann. Und heute erst recht nicht.

Was Doktor Mabuse nicht weiß: Innerlich erzähle ich die ganze Zeit. Ich sitze vor ihm wie eine Taubstumme, als hätte jemand meine Stimmbänder gekappt, aber innerlich erzähle ich heute all das, was er nicht weiß und auch niemals erfahren wird, und zwar ohne Abkürzungen und Fachbegriffe und mit Zusammenhang. Ungefähr so:

Mein Name ist Dissoziative Persönlichkeit. Gestört bin ich selbstverständlich wegen meiner Eltern, und die waren gestört wegen ihrer Eltern. Und ein bisschen auch wegen der Welt im Allgemeinen. Eines Abends hätte mein Vater meine Mutter beinahe erwürgt, mein großer Bruder ist vor Angst aus dem Fenster gesprungen, und dann hat sich mein Vater noch eine Pulle Doppelkorn reingeknallt und ist auf den Couchtisch aus Glas gefallen und war tot. Weil er, statt sich abzustützen, die Flasche nicht losgelassen hat. Ein würdiger Säufertod. Das Ganze hat vielleicht eine Viertelstunde gedauert, ich habe in meinem rosa Plastikbett gelegen und so getan, als würde ich schlafen. Man könnte sagen, es war eine Art umgekehrter Urknall: Es macht plötzlich *bumm*, und alle sind weg.

Am nächsten Tag stellte sich heraus, dass sich unser Nachbar Herr Abramowitsch nebenan mit einem von insgesamt fünfzigtausend geklauten Fernsehkabeln erhängt hatte. Es gab einen kurzen Artikel in der Lokalzeitung (›Todesnacht im Plattenbau‹) mit einem unscharfen Foto von unserem Balkon mit den vertrockneten Blumenkübeln drauf, und dann kam meine Mutter erst mal für ein paar Jahre in die Klapse und ich zu meiner Oma, was ziemlich genau aufs Gleiche hinauslief.

Meine Oma hatte einen Hund und Arthritis. Deshalb musste ich ihr immer bei allem Möglichen helfen, das meiste hatte mit Händen und Füßen zu tun und war rentnerbraun. Allgäuer Latschenkiefer. Gesundheitstrümpfe aufgequollene, blau-weiße Beine hochwuchten. Und alles Gekochte in Fett ertränkt. Und um so viel Ekel und Abscheu gerecht zu werden, kann man da jetzt eine richtig schöne kleine Erzählung in der Erzählung draus machen. Ein modernes Märchen. In etwa so:

Es war einmal ein graues, eckiges Bungalowhaus mit ewig geschlossenen, vergilbten Spitzenvorhängen und lieblos verwittertem

Vorgarten. Darin wohnte Oma Latschenkiefner mit ihrer Witwenrente. Und dann auch mit mir. (Wer jetzt bei ›Oma‹ an eine nette alte Dame mit riesigem Süßigkeitsvorrat und morgendlichem Kinderfernsehen denkt, die andauernd »Ach nein, wie drollig!« ruft und dann schnell noch einen Kuchen backt – so war sie nicht.)

Weil Oma Latschenkiefner mit ihren knöchernen, abstrus verformten Fingern irgendwann keine Briefe mehr schreiben konnte, übernahm ich schließlich ihre Korrespondenz, die sie stichwortartig in regelmäßigem Turnus an andere rentnerbraune, kugelrunde Hundebesitzerinnen zu schicken pflegte. Sie diktierte mir die Neuigkeiten in dem blinden Vertrauen, dass ich die Verben schon von selbst einfügen würde wie jeder andere normale Mensch (ha ha!): *Babsi* (ihr Dackel) *gesund*, *Luise* *doch nur Pflegestufe zwei*, *Wetter auf Rügen auch nicht gut* (dort wohnte ihre Jugendfreundin Irma), und so weiter und so weiter. Einmal kam ich auf die Idee, die Briefe im Telegrammstil zu verfassen, und setzte zwischen die Satzketten ein *STOPP*, und sie wurde so wütend, dass sie mich eine Woche lang mit Rosenkohl und Hühnerleber bestrafte. Wirklich. Und ich war so brav, dass ich das Zeug einfach still leidend und würgend in mich hineinaß, ohne einen Mucks zu machen. Ohne Oma Latschenkiefner anzusehen, habe ich Leber um Leber gegessen und mir vorgestellt, ich äße ihr Herz auf.

Nach einem halben Jahr meinte ich zu wissen, warum meine Mutter so war, wie sie war: Weil es in diesem Haus keine Gefühle gab. Es war taub. Wie ein für immer eingeschlafener Fuß. Da war gar nichts, nur abgestandene Luft und Ockerfarbenes. Gehäkelte Platzdeckchen wurden dort weitaus mehr geschätzt als Menschen, mehr als Kinder vor allem.

Ich liebe Kausalketten. Sie geben mir eine gewisse Sicherheit, einen Kontext, einen Zusammenhang im Chaos. Meine Mutter ist gestört, weil ihre Mutter eine sadistische, pedantische alte Maggi-Flasche

war. Mein Vater war gestört, weil sein Vater ihn ständig grün und blau geprügelt hat, sodass er, also mein Vater, als erwachsener Mann bei jeder Gelegenheit Panikattacken bekam und nicht arbeiten konnte und sich stattdessen mit Korn in den Tag hinein- und mit Doppelkorn aus dem Tag hinausgesoffen hat. Und ganz nebenbei auch kein sehr netter Mensch geworden ist. Mein Großvater war gestört, weil Deutschland den Zweiten Weltkrieg angefangen hat, und sein Vater war gestört, weil Deutschland irgendwie auch den Ersten Weltkrieg angefangen hat. So geht es weiter bis zum Anbeginn der Zeit, irgendein Krieg hat vermutlich immer angefangen, und irgendwer war danach garantiert immer gestört.

Meine Mutter war irgendwann mal fast ein ganzes Jahr lang trocken und wirklich bemüht, ihr Leben besser zu machen als vorher, sich keinen neuen Alki zu suchen und vielleicht wieder irgendwas zu arbeiten und gelegentlich auch mal glücklich zu sein. Wenn sie zu Besuch kam, war sie so lieb zu Oma Latschenkiefner, ich erlebte sie als Kind, als Kind, das bloß Anerkennung und Zuneigung wollte, mehr nicht, und Oma Latschenkiefner behandelte sie immer nur grantig und kalt und war froh, wenn ihre nichtsnutzige Tochter wieder weg war. Wie eine Wand aus Stein, gegen die jemand immer wieder verzweifelt ein paar Blumen warf. Meine Mutter fing wieder an zu trinken, und alles ging wieder schief. Oder anders herum. Mit dem Trinken und dem Schiefgehen ist es vermutlich wie mit dem Huhn und dem Ei, man weiß nicht, was zuerst da war. Oma Latschenkiefner rührte jedenfalls selbstgefällig in ihrer Mehlschwitze herum und sah sich in ihrer Annahme bestätigt, ihre Tochter sei einfach zu nichts zu gebrauchen.

Eines Morgens verschlief ich, weil Oma tot im Bett lag und mich so natürlich schlecht wecken konnte. Sie war kalt und wachsweiß und kam mir eigentlich gar nicht so anders vor als zu Lebzeiten.

Nur die beiden Rillen, die ihr Doppelkinn einrahmten, glänzten nicht mehr. Sofort machte ich mich daran, eine Runde *Babsi gesund STOPP Oma tot STOPP* aufzusetzen, dann rief ich die Polizei.

Ich kam zu einer Pflegemutter, und irgendein Amt entschied, dass es nun an der Zeit sei, mich emotional zu stärken.

Das Mädchen gibt ja keinen Ton von sich!

Von da an gingen meine Füße einmal in der Woche zu Frau Doktor Heilmann, einer Kinder- und Jugendpsychologin. Fisse-lige Haare und Mundgeruch. Und wenn sie sich mal schick ma-chen wollte, trug sie so komische Oberteile mit weiten Löchern an den Schultern, wodurch sie aber eigentlich nur aussah, als würden permanent links und rechts zwei dicke Koteletts neben ihr herschweben. Das Einzige, was ich an Frau Doktor Heilmann mochte, war ihr Name. Sie muss sich vorgekommen sein wie ein Amboss, der wieder und wieder auf eine störrische Walnuss hinunterdonnert, ohne dass sie danach auch nur den geringsten Riss aufweist.

Am schlechtesten ging es mir eigentlich, wenn ich mich kurz vor dem Einschlafen so gewaltvoll an meinen Bruder erinnerte, wenn Bilder von ihm wie Starkstrom durch meinen Kopf flossen, dass ich nicht schlafen konnte. Etwa zu diesem Zeitpunkt wurde mir auch klar, dass mein Herz nicht links sitzt, sondern mittig, unter dem Solarplexus, denn da tut es weh. Weil wenn man eine Scheißkindheit hat, so eine mit Brüllen und Schlägen und nichts zum Essen im Schrank, an der das einzig Gute ist, dass es jeman-den gibt, der sie mit dir hat – dann ist es genau genommen zu viel verlangt, alleine weitermachen zu müssen, wenn der andere aus dem Fenster gesprungen ist. Dann liegt nämlich ein Teil von dir mit auf dem Asphalt und blutet.

Ich schloss die Augen und malte sein Gesicht mit dem Finger in die Luft, stundenlang, bis die Nacht vorbei war und ich schlaf-wandlerisch durch den nächsten Tag lebte. Irgendwann machte

sich Frau Doktor Heilmann ernsthaft Sorgen um ihre schweig-samste, dürrste, blasseste Patientin mit dem leeren Blick, die jede Woche wie ein Geist in ihre Praxis levitiert kam, und verschrieb mir zum ersten Mal die Tabletten, die ich seither nehme.

Und dann war plötzlich alles weg. Ich dachte an gar nichts mehr, so als hätte jemand meine Festplatte gelöscht. Mein Bruder war nur noch das Wort: ›Bruder‹. Die Bilder waren weg. Sein Ge-sicht kam nicht mehr, und seine Stimme rief mich nicht mehr. Alles war futsch, und ich muss gestehen, dass es angenehmer war, zur Abwechslung mal taub zu sein, als dass alles ständig wehtat. Ich ließ mich auf den Wirkstoffen treiben und akzeptierte, dass meine Vergangenheit nunmehr eine Leerstelle in meinem Kopf war. Ge-sprächiger machten mich die Tabletten auch nicht, aber die Zeit schob sich zwischen mich und das Entsetzen wie ein geschlossenes Fenster mit dicken Scheiben, festen Riegeln, schweren Fensterlä-den und Gardinen aus Brokat.

Nach zwei Jahren starb auch meine Pflegemutter, Frau Doktor Heilmann entschied, sich meiner endgültig zu entledigen, und reichte mich wie einen schwarzen Peter an Doktor Mabuse weiter. Ich war achtzehn und zog in unser Haus, zur Sonne, zur Freiheit (wenngleich mit der Auflage, nun alle paar Wochen in Doktor Ma-buses Dunkelkammer vorstellig zu werden, fürs nächste Rezept). Hier lebe ich, um beim Märchen zu bleiben, mit etwas Glück bis an mein Lebensende.

Und weil sie nicht gestorben ist, so lebt sie auch noch heute.

All das weiß Doktor Mabuse wie gesagt nicht. Seit Jahren müht er sich mit seinem therapeutischen Brecheisen an meinen Schnei-dezähnen ab, ohne Erfolg. Manchmal stelle ich mir vor, ich wäre die Protagonistin in einem Hollywood-Streifen. Dann hätten Doktor Mabuse (Christoph Waltz) und ich (?) einander erst einmal argwöhnisch beäugt, mit der Zeit unsere Grenzen abgesteckt, wir

wären umeinander herumgetigert, hätten aufeinander gelauert, ab und zu gefaucht und einen Buckel gemacht, und irgendwann hätte er meine harte Hülle durch seine endlose Güte und Kompetenz durchbrochen und mich nach vielen ergreifenden, intensiven Sitzungen stolz und auch ein bisschen wehmütig als selbstbewusste junge Frau in die Welt entlassen.

The End.

Doktor Mabuse heißt übrigens wirklich so. Manchmal sitzt er da in seinem eckigen Büro hinter seinem eckigen schwarzen Schreibtisch, und seine eckigen schwarzen Lippen bewegen sich auf und ab, wie ein Automat, so als würde sein Unterkiefer irgendwann ganz unvermittelt stehen bleiben, wenn man keine Münze nachwirft. Dann denke ich darüber nach, ob er eine Wahl hatte, oder ob man mit so einem Namen zwangsweise Psychiater werden muss.

Da ist übrigens noch etwas, was Doktor Mabuse nicht weiß. Etwas, weswegen mir heute das Herz im Hals pocht, als wäre es mal eben kurz im Fahrstuhl eine Etage höher gefahren. Doktor Mabuse hat nicht die geringste Ahnung, was in den letzten Wochen alles um mich herum zusammengekracht ist. Er ahnt nicht, dass wir uns heute zum letzten Mal gegenüber sitzen. Dass ich meine Tabletten nicht mehr nehme. Und um nicht vor Aufregung versehentlich vom Stuhl zu fallen, klemme ich meine Hände heute ausnahmsweise einmal nicht zwischen die Oberschenkel. Heute halte ich mich an den Armlehnen fest, als wäre das hier ein Schleudersitz.

Und warte.